

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 38

Artikel: Militär- oder Sozialpolitik?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hohlköpfe ausgeschlossen — und jedermann fühlte die mächtige Wirkung des Wissens um die Einheit in sich selbst. Das Réduit erstand als neues zeugendes Denkmal unserer nationalen Zusammengehörigkeit und Einheit.

Als dann nach langer harter Prüfung unseres Durchhaltewillens der Waffenstillstand verkündet wurde und die Demobilisierung der Armee begann, ging jeder Mann der Truppe mit dem Wunsche ins Zivilleben zurück, daß dieser schwer erkämpften und erprobten Einheit volle Treue gehalten werde.

Doch — soll die Geschichte unseres Landes einmal mehr Recht behalten?

Heute, nach kaum einem Jahr, scheint die während des Krieges gepflegte und gehegte Einheit wieder in alle Winde zu zerfliegen. Es ist heute anzusehen, wie wenn man sie nur als Last getragen hätte, und sie nun, vom Wehrkleid entledigt, von sich wirft und nach jedem erreichbaren Zipfelchen Internationalismus lechzt. Eine geistige und ideelle Reisläuferei schlimmster Art hat Platz ergriffen. Losgelöst und frei der Achtung unserer Tradition schweifen die Interessen über die Landesgrenzen hinaus zu irgend einer starken und selbstverständlich auch vielversprechenden Macht. Blind und taub steht man den dringenden Problemen in unserem Vaterland, die heute mehr denn je auf eine gute und endgültige Lösung harren, gegenüber. Es scheint, daß sich viele Kreise darum

bemühen, daß unser Volk von außen her, durch fremde Ideologien und Mächte regiert wird, man scheint zu glauben, daß fremder Geist herangezogen werden muß, um die schwebenden Probleme in unserem Lande zu lösen. Ohne Gewissen steht man der Tatsache gegenüber, daß solches Tun und Lassen der Tradition unserer Demokratie, unserer Freiheit und Selbstbestimmung zu einem Schimpf im wahrsten Sinne des Wortes gereicht. Ungelesen ist die Tatsache, daß gerade heute überall starke Mächte auf der Lauer liegen, um schwache und uneinige Staaten der Selbstbestimmung zu berauben. Ob mit oder ohne Waffen, bleibt sich gleich. Wir dürfen uns nicht in unsere Hütten zurückziehen, um auf den Lorbeeren der Vorsehung auszuruhen, die unser Land vor dem schrecklichsten Krieg bewahrt hat. Hieraus ergibt sich eine Pflicht, wahrlich die Pflicht einer gewissen Internationalität, aber nicht um durch verabscheuungswürdige Politik fremde Mächte auf klaffende Risse im Panzer unserer Einheit aufmerksam zu machen, sondern in der Hilfeleistung an die vom Krieg niedergeworfenen und verarmten Völker. Beschreiten wir den Weg Dunants, bauen wir seine Gedanken auf allen Gebieten der Hilfeleistung voll und mächtig aus, so wird uns schlussendlich ein guter und gerader Weg in das neue Europa und in die neue Welt offen stehen, ein Weg, der nicht mit Kompromissen gesäumt ist.

Und in unserem Lande, wie in den vergangenen sechs Kriegsjahren, soll der Weiterausbau der Armee unter den ersten Geboten der Liste aller Dringlichkeiten bleiben. Während des Krieges hatten wir die Kraft, um grossen finanziellen Lasten die Stirne zu bieten. Wir können und müssen das auch heute tun! Forderung nach Erniedrigung des Militärbudgets sind eine Sabotage an unserer Armee. Wir dürfen und müssen unserer Regierung gerade in dieser Hinsicht volles Vertrauen entgegenbringen. Sicherlich wird nur getan, was unbedingt notwendig und dringlich erscheint. Wir dürfen nie vergessen, daß wohl das Waffenringen zu Ende ist — vorderhand — aber der Krieg geht weiter, diesmal wieder mit geistigen Waffen. Sollte aber in diesem Ringen ein Versagen eintreten, dann erstarrt die ganze Welt erneut in Waffen, und, so fragen wir uns, was dann?

Es ist ein Gebot der Stunde, daß wir die einmal gewonnene Einheit bewahren, wir dürfen nicht in die Fehler zurückfallen, die unsere Vorfahren in so bitterer Weise büßen mußten. Besonders die Truppen, die sechs lange Jahre vertrauensvoll unter dem Kommando unseres Generals gestanden haben, sind dazu berufen, dafür zu sorgen, daß wir immer wieder unter unserer Fahne stehen dürfen, im Bewußtsein einer unzerstörbaren und unverwundbaren Einheit, der wir Treue gehalten haben und immer halten werden. Lt. E.

Militär- oder Sozialpolitik?

Wie der Tagespresse kürzlich zu entnehmen war, fand in Zürich die Jahrestagung des schweizerischen Zweiges der Weltaktion für den Frieden statt. In Referaten von Dr. Hugo Kramer («Neutralität oder Solidarität?») und Nationalrat Karl Dellberg («Militär- oder Sozialpolitik?») wurde die Preisgabe des Grundsatzes der bewaffneten Neutralität gefordert und die Ansicht vertreten, daß die nationale Selbstverteidigung in einer internationalen Organisation besser gewährleistet sei. Eine Aussprache ergab die überwiegende Übereinstimmung der Versammlung mit den entwickelten Gedankengängen.

Wir möchten uns mit dieser Veranstaltung und ihren Verlautbarungen weiter nicht befassen. Es waren zweifellos jene Kreise vertreten, die schon vor dem zweiten Weltkrieg durch ihren orthodoxen Pazifismus auffielen und die demzufolge innerhalb des Schweizervolkes eine verschwindende Minderheit bildeten. Mehr als eine sektiererische Bedeutung kam ihnen nicht zu. **Jedenfalls hat auch der zweite**

Weltkrieg nicht genügt, diese Leute von der Unrichtigkeit ihrer Auffassung zu überzeugen. Nach ihrer Meinung ist es keinesfalls der Armee zu danken, daß unser Land vom Kriege verschont blieb. Diese Pazifisten mögen an sich ideal gesinnte Menschen sein, aber leider ist in dieser waffenstarrten Welt für derartige wirklichkeitsfremde Ideale kaum Platz vorhanden. Obwohl sie selbst in den vergangenen sechs Kriegsjahren die Armee scharf bekämpften, wurden sie gerade durch dieses hassenswerte Objekt ihres sektiererischen Eifers geschützt und behütet. Die Armee ist in diesen Dingen großzügig und großmütig ...

Indes hat uns die Fragestellung des Dellbergschen Vortrages «Militär- oder Sozialpolitik?» zugegebenermaßen stark beschäftigt. Wir waren nicht Ohrenzeugen seiner Ausführungen, aber wir können uns ungefähr vorstellen, daß Nationalrat Dellberg sich ob der Höhe des Militärbudgets erschreckt zeigte und die Frage stellte, inwieweit es angesichts dieser finanziellen Aufwendungen für die militärische Landesver-

teidigung noch möglich ist, eine aktive Sozialpolitik zu treiben. **Grundsätzlich erachten wir die genannte Formulierung des genannten Themas für falsch und gefährlich. Falsch vor allem darum, weil man die dringlich erforderlichen Militärausgaben nicht gegen die sicher ebenso notwendigen Sozialmaßnahmen auspielen sollte. Gefährlich deshalb, weil eine derartige Formulierung von großen Teilen unseres Volkes (nachdem sie zuvor demagogisch «mundgerecht» gemacht wurde!) aufgegriffen und eben unter völlig falschen Voraussetzungen diskutiert werden könnte.**

Vor allem müssen wir uns darüber klar sein, daß Militär- und Sozialpolitik — beide in einem vernünftigen Rahmen betrieben — durchaus nichts Gegensätzliches darstellen, sondern eben einer dringlichen Notwendigkeit entsprechen. Ein sozial rückständiges Volk wird sich kaum mit der Waffe in der Hand einem möglichen Angreifer entgegenstellen. Andererseits dürfen — auch das wird für jeden verständlich sein — die übrigen Ausgaben nicht jenen Rahmen übersteigen, der die

tes eine gewisse demagogische Abmilitärische Abwehrkraft gefährden könnte. Vergessen wir ferner nicht, daß beispielsweise der **Lohn- und Verdienstersatz** — übrigens eine vorbildliche Sozialeinrichtung — eine ausgesprochene Maßnahme des Aktivdienstes war und wesentlich mithalf, die Stärke unserer militärischen Landesverteidigung zu erhöhen.

Es ist an dieser Stelle schon oft geschrieben worden, daß eine vernünftige Sozialpolitik zur grundlegenden Voraussetzung einer tauglichen und kriegstüchtigen Armee gehört. Jeder

Werk tätige hat ein Anrecht darauf, sich eine menschenwürdige Existenz zu gründen und für die Tage des Alters Schutz und Sorglichkeit zu erhoffen. Wir glauben aber nicht, daß deswegen die Erfordernisse für unsere militärische Landesverteidigung derart abgebaut werden müssen, bis sie kaum mehr den minimalsten Ansprüchen zu genügen vermögen. Die Zeiten sind zu ernst, als daß wir uns leichtsinnig des militärischen Schutzes begeben können.

Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen, können wir leider nicht umhin, dem Thema des Dellbergischen Refera-

sicht zuzuschreiben. **Es geht angesichts der unsicheren internationalen Lage einfach nicht an, die sozialen Postulate gegen die Landesverteidigung auszuspielen.** Wir dürfen vielleicht daran erinnern, daß außer einem Teil der besiegten Mächte, keine einzige Macht ernsthaft abgerüstet und demobilisiert hat. Man hält seine militärischen Kräfte bereit und solange diese Mentalität, dieses Mißtrauen, nicht überwunden ist, können und dürfen wir nicht auf alles verzichten, was in den letzten Jahren uns Sicherheit und Schutz verlieh.

Wm. H.

Infanterie- und Artillerie-Funker morsen nicht mehr...

Zuerst hoffte ich, diese Nachricht sei ein schlechter Spaß, geeignet, einen erfahrenen Funker in die Sätze zu bringen... Es ist nicht stures Beharren auf den eigenen Morsekennntnissen, wenn diese Anordnung unwilliges Kopfschütteln verursacht. Doch sehen wir uns die Sache in Ruhe etwas näher an.

Funk oder Draht?

Grundsätzlich ersetzt der Funk die Drahtverbindung, wenn diese noch nicht erstellt oder (Gebirge) unmöglich ist. Die Funkverbindung ist nie so sicher wie die Drahtverbindung: Der unmittelbare Verkehr zwischen zwei Gesprächspartnern (wie am Telefon) ist — praktisch gesehen — meistens unmöglich; die Uebermittlung geschieht durch technisches Personal. Störsender und atmosphärische Störungen beeinträchtigen sein Funktionieren. Was die eigene Gegenstation hört, nimmt auch die feindliche Abhorchstation auf. Aber: Der Funk ist rascher in der Bewegung — unser Haupttrumpf! Zudem leisten ausgezeichnete ausgebildete und auf einander eingespielte Mannschaften der Drahtübermittlung Gleichwertiges.

«Handie-talkie» — aus Amerika!

Jeder amerikanische Infanterieleutnant ist in der Lage, durch einfachen Druck auf einen der fünf Knöpfe seines Funkgerätes mit seinen Kameraden der gleichen Einheit, mit seinem Kompaniekommandanten oder mit seinem Bataillonskommandanten zu verkehren. Diese Einrichtung hat bei uns mächtig imponiert. Und wenn der Amerikaner fast ausnahmslos nur auf «Telefonie» verkehrt, sollten wir dann nicht auf die Morserei verzichten können?

Unsere Mittel

gestatten vorderhand nicht, jedem Zugführer ein Funkgerät in die Hände zu drücken. Es reicht knapp zu Funkverbindungen zwischen Regiment und Bataillon oder Abteilung und zu wenigen Spezialverbindungen (Aufklärungspatrouille, Beobachtungsposten). Somit müssen aber auch schon größere Distanzen überbrückt werden, was in

unseren Verhältnissen wiederum größere Hindernisse bedeutet (Hügelzüge, Bergkämme).

Telefonie — Telegrafie...

Wie mancher Anfänger in der Funkerei hat sich erst durch die eigenen Erfahrungen zur Telegrafie «bekehren» lassen! Es mag für den Laien etwas Bestechendes haben, den zu übermittelnden Text nicht erst im Kopf in Morsezeichen umsetzen zu müssen (oder umgekehrt beim Empfang die Morsezeichen nicht erst in Buchstaben verwandeln zu müssen). Aber er ahnt nicht, wie oft die Sprache verzerrt und gequetscht empfangen wird, und wie daraus oft endlose Rückfragen entstehen. Er weiß auch nicht, daß die Telefonie-Sendung trotz erhöhtem Energieverbrauch (frag den Mann am Hand- oder Tret-Generator!) im allgemeinen etwa halb so weit wie die Telegrafie-Sendung dringt.

Und gibst mir nicht die Welle frei, so funk ich dir dein Netz entzwei!

Schöne Aussichten, nicht? Die Telefonie-Verbindung ist außerordentlich störanfällig. Ein gerissener Störer kann die gesprochene Sendung mit einfachen Mitteln unkenntlich machen. Dann ist es aber aus mit der Verbindung, wenn — ja, wenn eben nicht auf Telegrafie gearbeitet werden kann! Jeder kennt die Ausläufer, die im ärgsten Gedränge flink durch die Lücken pedalen, während der Automobilist manchmal kaum vorwärts kommt. So ist es auch mit dem Telegrafiebetrieb: Der hohe Pfeifton und (was eben nur der richtige Funker spürt) das charakteristische Tastspiel des Kameraden an der Gegenstation lassen sich im Sprühregen der Morsezeichen noch verfolgen, wenn die Sprechverbindung längst ganz unmöglich geworden ist! Selbst einem Gewitter ringt man einige Störpausen ab, die flugs für die Durchgabe von ein paar Signalen benützt werden. Und wenn einmal ein Störsender gar zu aufdringlich werden sollte, wechselt man die Sendewelle um einige Kilohertz,

wobei sich der Verfolger oft hübsch irreführen läßt...

Nicht nur «Vörfeli»-Tatsachen

sprechen zugunsten der Telegrafie: Wird das Sprech-Mikrofon verwendet, so können Worte, in einiger Entfernung gesprochen, mitgesendet werden. Oft auch vermischt sich der Gefechtslärm mit der Sprache. Also das Kehlkopfmikrofon her! Es verlangt aber eine veränderte Sprechtechnik und zudem werden die Zischlaute nicht übertragen. — In einem Nachtmanöver entdeckten wir einst eine «feindliche» Funkstation auf etwa 600 m Distanz, die sich durch den fast unvermeidlichen Lärm einer gesprochenen Sendung verriet.

Auch die Telefonie taugt zu etwas, ich will nicht den Stab über ihr brechen: Auf dem Marsch, auf dem Fahrrad und im Personenwagen arbeitet man sicherer mit ihr. Und außerdem bildet sie eine leicht erlernbare Grundlage für die Telegrafie-Verkehrsvorschriften. Damit wird das Thema

Ausbildung

berührt, das aber unmöglich in diesem Rahmen behandelt werden kann. Jedoch behaupte ich, daß — sobald einmal die Telegrafie als unerläßlich anerkannt ist, die Wege gefunden werden können, um wirklich brauchbare Funker auszubilden! Vorderhand müssen wir befürchten, daß unsere Telefonie-Funk-Verbindungen bei Kriegsausbruch versagen! Man lese den Titel noch einmal... gu.

Ignacio Agustí: Mariona Rebull.

... wo ist der Leser, der von diesem farbigen Bild einer bedeutenden Kulturgeschichte, vom Schicksal des Ehepaares Rius, nicht gefesselt und zutiefst ergriffen wird? Wer ist nicht beglückt und bezaubert von diesen prächtigen Schilderungen? Und mit Recht wird jeder Leser dem Anspruch zustimmen, der von keinem Geringeren stammt als von Azorin: «Mariona Rebull' ist ein vorzüglich geschriebenes Buch. Man kann es an die Seite der Schilderungen der größten Meister des modernen Romanes stellen.» (Humanitas-Verlag, Zürich.)